

Gregor Schiemann, *Natur, Technik, Geist. Kontexte der Natur nach Aristoteles und Descartes in lebensweltlicher und subjektiver Erfahrung*, Berlin/New York: de Gruyter 2005, VII + 488 S., ISBN 3-110-18053-7.

Unser Naturverhältnis wandelt sich, aber wandelt sich mit ihm unser Sprechen über Natur? Gregor Schiemann zufolge ist dies nur partiell der Fall. In seiner Habilitationsschrift vertritt er die These, dass trotz tief greifender Veränderungen des Naturverständnisses im Zuge der fortschreitenden Technisierung unserer Welt traditionelle Naturbegrifflichkeiten in lebensweltlichen Kontexten weiterhin ihre Gültigkeit haben (V). Zumindest für die klassisch dualistische Verständnisweise von Natur versus Technik bei Aristoteles sowie die von Natur versus Geist bei Descartes behauptet Schiemann eine fortdauernde lebensweltliche Relevanz von der Antike bzw. frühen Neuzeit bis zum 21. Jahrhundert. Auch heute noch sei die Vorstellung vorherrschend, dass die Welt aus Natur und Nichtnatur zusammengesetzt sei. Im Gegensatz etwa zu Bruno Latour geht Schiemann davon aus, dass diese Pole nicht später Effekt der Rekonfigurationen des Mensch-Natur-Verhältnisses in der Postmoderne, sondern genuin für das Weltverständnis des (westlichen) Menschen sind.

Auf dieser Basis fragt Schiemann nach den Voraussetzungen für mögliche nichtwissenschaftliche Thematisierungs- und Erfahrungsweisen von Natur. In Anlehnung an Gernot Böhme geht Schiemann von einer weit reichenden und qualitativen Differenz von wissenschaftlicher und lebensweltlicher Erfahrung aus. Insofern die Mathematisierungs- und Formalisierungsprozesse der Naturwissenschaften der vielfältigen und nichtidentischen Natur der menschlichen Naturerfahrung nicht gerecht werden, das ‚Was?‘ auf ein ‚Wie?‘ reduziert wird, ist es für Schiemann eine *conditio sine qua non*, eine differenzierte Analyse qualitativ differenter Naturerfahrungen bzw. nichtwissenschaftlicher Naturverhältnisse zu leisten. Nur so könne die Naturwissenschaft langfristig Verfahren entwickeln, die einer breiteren Palette von Verständnissen und Erfahrungsweisen gerecht wird: „Zum Kern der erfahrungswissenschaftlichen Programmatik zählt bis heute, qualitative Differenzen durch quantitative Beziehungen zu ersetzen. Statt die Bedingungen von Grenzziehungen, die in qualitativer Sprache formuliert sind, zu erklären, hat bisher eher die Einebnung dieser Differenzen in der Konsequenz der mathematischen Methode gelegen. Das wissenschaftliche Verfahren setzt sich damit dem Vorwurf aus, sich über Naturvorstellungen,

die für das menschliche Selbstverständnis konstitutiv sind, hinwegzusetzen.“ (2)

Vor diesem Hintergrund grenzt sich Schiemann sowohl gegen naturalistische wie kulturalistische Positionen ab und schlägt sich der von ihm als einzig wirklich *naturphilosophisch* verstandenen Position zu: Jene, die weder Natur mit der Wirklichkeit identifiziert noch sie abstrakt negiert. Es überrascht, dass Schiemann neben Karl-Heinz Bohrer auch Donna Haraway mit der kulturalistischen Position identifiziert, insofern gerade sie Natur im Zeitalter der Technoscience, in einer Zeit der zunehmenden Verschmelzung der unterschiedlichen Lebensbereiche und symbolischen Formen, neu zu denken versucht. In dem vielzitierten Werk *Simians, Cyborgs, and Women: the Reinvention of Nature* verweist sie darauf, dass wir Natur ‚nicht nicht begehren‘ können und verfolgt – wie Schiemann – das Projekt, Natur jenseits von radikalem Konstruktivismus oder naiven Naturalismus zu denken.

Über sein Anliegen, qualitative Naturerfahrung artikulierbar zu machen bzw. zu halten, will Schiemann tiefer liegende Strukturen in der Verwendungsweise der (Natur-)Begrifflichkeiten herausarbeiten – trotz oder gerade aufgrund der Pluralität von Naturbegriffen und den ihnen impliziten Naturkonzeptionen: „Am Beispiel der beiden Naturbegriffe möchte ich zeigen, daß der Begriffsgebrauch Regeln folgt, deren Kenntnis es gestattet, sich im Dickicht der Diskurse besser zurechtzufinden und Maßstäbe für seine Bewertung aufzustellen.“ (VI) Und das möchte Schiemann tun, trotz der – wie er einräumt – zunehmenden Ausdifferenzierung von Erfahrungstypen, die genau jene Pluralität verursachen. Dabei zeigt Letztere letztlich schon die Verschmelzung unterschiedlicher Lebensbereiche und symbolischer Formen an und die Differenzierungen von Natur und Nichtnatur sind am Anfang des 21. Jahrhunderts schon im Übergang begriffen. Vor diesem Hintergrund erstaunt das Projekt einer Analyse letztlich ahistorischer *Strukturen* von (Natur-)Begriffsverwendungen. Sicherlich lassen sich historisch dominante Verwendungsweisen in Wissenschaft, Philosophie und Lebenswelt herausarbeiten, wie etwa die Aristotelische Trennung von Natur und Technik oder der Cartesianische Dualismus von Natur und Geist. Doch gerade angesichts der massiven Umbruchbewegungen in den letzten Jahrzehnten, der zunehmenden Fusionierung von Wissenschaft, Technik, Gesellschaft und Industrie, von Technoscience und Kultur genauso wie von Natur und Kultur stellt sich die Frage, warum sich klassische Unterscheidungen

unverändert in der Lebenswelt perpetuieren sollen, während technowissenschaftliche wie gesellschaftliche Diskurse und Praktiken in einem radikalen Wandel begriffen sind. So gehen etwa die *Cultural Studies of Science and Technology* davon aus, dass es eine zunehmende Erfahrung von „technoscience as an *integral* part of contemporary western culture“¹ gibt, welche die lebensweltliche Erfahrung bzw. Alltagskultur massiv beeinflusst. Bedauerlicherweise bezieht sich Schiemann kaum auf diese neueren Studien, die nicht nur auf Lebenswelt, sondern auch auf Alltagskultur in einem breiteren Sinne fokussieren.

Schiemann fasst seinen Lebensweltbegriff im Anschluss an Husserl und Schütz/Luckmann (und in Anlehnung an Gils Kulturphilosophie des Alltags) als außerwissenschaftlichen Anschauungsbereich, der nur eine geringe Verwiesenheit auf Wissenschaft hat. Bestimmung für die Lebenswelt sind zudem „die von Anschauung relativ unabhängigen, das Alltagshandeln tragenden *Hintergrundannahmen* und *die direkten Handlungen*, deren Reichweite die lebensweltliche Erfahrung auf eine Wirkzone des Privaten begrenzt.“ (90) Schiemann fragt selbst, wie eine solche Bestimmung überzeugend sein kann, angesichts gegenwärtiger Lebensweisen, bei denen sich direktes und medienvermitteltes indirektes Handeln eng verknüpfen. (91) Aber man könnte diese Frage noch radikalisieren und weiterfragen, was denn mit direktem – nicht medial vermitteltem – Handeln gemeint sei. Zumindest in der Medientheorie gilt etwa das Singen eines Liedes, das Spielen eines Instruments oder die Diskussion eines gerade gemeinsam gelesenen Zeitungsartikels als medial vermitteltes Handeln. Aber auch die naturalistisch begründete Anschaulichkeit ist nicht unproblematisch, die für Schiemann auf die „Körperlichkeit des Realen und damit auf naturale Bedingungen unserer Existenz beziehbar ist“ (91). Wie lässt sich eine unvermittelte, historisch recht invariante Anschaulichkeit denken? Viele Studien haben gezeigt wie sehr die Wahrnehmung von Objekten kulturell und historisch differiert. Man denke z. B. an die Erfindung der Zentralperspektive, des Spiegels, der Fotografie oder des Kinos sowie Studien zur historischen Dimension alltagsweltlicher Körpervorstellungen. Vor diesem Hintergrund überrascht die These von der relativ unveränderlichen Wahrnehmung der Körperlichkeit des Realen genauso wie die Trennung von direkten und medial vermittelten Handlungen – gerade im Zeitalter der Technoscience, die mit Fernsehen, Video, Internet, Videoüberwachung, Mobilität(szwang), aber auch Hormongaben, Gentests, Pränataldiagnostik, Viagra und Schönheits-

operationen in alle alltäglichen Bereiche und Schichten vordringt. Was kann vor diesem Hintergrund alltagsweltliche Erfahrung von Subjekten, auch Naturerfahrung von Subjekten im Kontrast zu technowissenschaftlich vermittelter Naturerkenntnis bedeuten? Warum sollte lebensweltliche Erfahrung, Bewusstsein, Wahrnehmung und Gefühl nicht *auch* geprägt sein von einer zunehmend ubiquitär werdenden technowissenschaftlichen Kultur?

Angesichts dieser Schwierigkeiten der Grenzziehung verzichtet Schiemann auch bei der Modellierung seines Lebensweltbegriffs auf das Moment der Unmöglichkeit der Infragestellung der Lebenswelt wie wir es noch bei Husserl und Schütz/Luckmann finden. Denn gerade unsere heutige spätmoderne Technowissenschaftskultur zeichnet sich durch die ständige Problematisierung von Selbstverständlichkeiten aus. Vor diesem Hintergrund siedelt Schiemann auch seine „Analyse der Verwendungen von Naturbegriffen am Rand des Fraglosen [an], an seinem Übergang zum Problematischen.“ (102)

Um seine These von der Aktualität des Aristotelischen und Cartesianischen Verständnisses von Natur in begrenzten lebensweltlichen Kontexten deutlich zu machen, diskutiert Schiemann ausführlich verschiedenste Grenzüberschreitungen bzw. Grenzfälle zwischen Natur und Technik, Körper und Geist, Belebtem und Unbelebtem, vom Menschen hergestellten bzw. nicht hergestellten Objekten. Er geht unter anderem auf das klassische Beispiel des Skeptikers Carneades ein, der ein Objekt in einem dämmrigen Raum nicht sicher als Schlange oder Seilknäuel identifizieren konnte und mit einem Stock anstieß, um mit dem Kriterium der Selbstbewegung die Frage zu lösen. Ein anderes, für ihn paradigmatisches Beispiel ist das der Naturgewalten als nicht von Menschen gemachten, die Schiemann zufolge bis heute als natürlich wahrgenommen würden, insofern sie nicht intentional – man denke an die Klimakatastrophe – produziert werden könnten. Er schreibt:

„Auch nach der Erfindung von Wellenbädern und Windmaschinen rechnet man der fachlich uninformierten Erfahrung zu, künstliche von nichtmenschlich bewirkter Bewegung zu unterscheiden. Wie bei den Nahrungsmitteln besteht die eigentliche Differenzierungsleistung im Grundsätzlichen. Sie verweist auf die neue Dimension von Zuständen, in denen sie versagen würde. Wenn nämlich Menschen

¹ Reinel (1999), 166.

gezielt Stürme, Fluten und Beben herstellten wie anderes technisches Gut [...]“ (152)

Aber was für eine Erfahrung machte die ländliche Bevölkerung Vietnams, die mit den Wetterverhältnissen vor Ort auf das Engste vertraut war, als das US-amerikanische Militär durch gezielten Abwurf von Chemikalien auf Wolkenhöhe immer wieder Gewitterbrüche und Überschwemmungen auslöste und die Naturgewalten wiederholt als Kriegsmittel einsetzte? – übrigens nicht nur in Vietnam. Es ist anzunehmen, dass damit für die jeweils betroffene vietnamesische Landbevölkerung diese elementaren klassischen Unterscheidungen nicht mehr in Kraft waren. Und daran lässt sich gut erkennen, wie problematisch die klassischen Differenzierungen im Zeitalter technischer Machbarkeit geworden sind. In diesem operieren wir in unserem Alltag häufig noch mit der klassischen Aristotelischen oder Cartesianischen Unterscheidung, einfach weil wir kein besseres Werkzeug zur Hand haben, aber zugleich machen wir permanent die Erfahrung der Unverlässlichkeit dieses Werkzeuges. Und das deutet Schiemann selbst an, wenn er auf die „neue Dimension von Zuständen verweist, in denen sie [die Differenzierung, J. W.] versagen würde“ (ebd.). Vor diesem Hintergrund ist fraglich, ob Natur im lebensweltlichen Kontext als Gegenstandsbereich mehr oder weniger eindeutig identifiziert wird bzw. identifiziert werden kann. Schiemann geht aber davon aus: „Wer sich gegenüber Natur oder Nichtnatur in spezifischer Weise verhalten will, muß wissen, welche Gegenstände von seinem Verhalten betroffen sein werden. Umgekehrt ergeben sich bestimmte Handlungsabsichten erst aus einer Kenntnis über die Struktur eines Wirklichkeitsbereiches.“ (425) Aber angesichts der Diagnose der Auflösung der Entscheidbarkeit stellt sich die Frage, ob diese Unterscheidung im Zeitalter der Technowissenschaftskultur noch relevant ist. Wenn zunehmend Manipulation von Objekten in den Vordergrund und ihre Erkenntnis in den Hintergrund tritt, wenn es darum geht, effektiv zu handeln u.U. auch in Unkenntnis der kausalen Grundlagen, dann ist die klassische extensionale Gegenstandsbestimmung der Natur obsolet geworden. Wenn Plastikblumen nicht mehr von organischen Blumen, Simulationen immer weniger von echten Fischschwärmen und Humanoide zunehmend schwerer von ‚echten‘ Menschen unterscheidbar werden (wenn auch noch in sehr beschränktem Ausmaß), dann wäre zu erwarten, dass sich die Achsen der Differenzierungen auf neue Weise ausbilden.

Schiemanns Studie liefert für diese Fragen eine

reichhaltige Negativfolie, insofern gerade am Wandern entlang der Ränder von Natur und Kultur und dem eingeschränkten Lebensweltbegriff deutlich wird, wie schwer es ist, die klassischen extensionalen Bestimmungen als weiterhin gültig aufzuzeigen. Dass Schiemann auf der einen Seite immer wieder selbst auf die Schwierigkeiten verweist und auf der anderen Seite beharrlich seinem Projekt, Strukturen der (Natur-)Begriffsverwendung herauszuarbeiten anhängt, macht die Spannung und das Spannende dieser Arbeit aus. In ihrem Fortgang arbeitet er luzide die Struktur der Aristotelischen und Cartesischen Naturbegriffe heraus und setzt sie zu unserer Lebenswelt in ein – wenn auch nicht problematisches – Verhältnis.

Literatur:

Reinel, B. (1999), „Reflections on Cultural Studies of Technoscience“, in: *European Journal on Cultural Studies* 2/2, 163–189.

Jutta Weber (Braunschweig)